

Laudatio für Annette Schavan

Anlässlich der Verleihung des Abraham-Geiger-Preis 2013

am 19. März 2013 in Potsdam

von Prof. Dr. Dres. h.c. Christoph Marksches (Berlin)

Zehn Minuten, verehrte Frau Ministerin Kunst, verehrte Herren Minister, Abgeordnete unserer Parlamente, Universitätspräsidenten, verehrter Rabbiner Homolka, vor allem aber: liebe, verehrte Frau Schavan – zehn Minuten braucht man vom Hauptportal der Berliner Universität, Unter den Linden Nummer 6, in die Tucholskystrasse Nummer 9, rund zehn Minuten. Wenn man das barocke Hauptgebäude der Alma Mater Berolinensis durch den Hintereingang in der Dorotheenstraße betritt und den Weg etwas zügig angeht, mag er sogar deutlich weniger Zeit verbrauchen als jene erwähnten zehn Minuten. Seien es nun zehn oder nur fünf Minuten: Und doch, meine sehr verehrten Damen und Herren, lagen Welten zwischen diesen beiden Adressen, jedenfalls damals, als die Tucholskystrasse noch Artilleriestrasse hieß und Nummer 9 noch als Nummer 14 gezählt wurde. Da befand sich nämlich in dem großen, heute nach Leo Baeck genannten vierstöckigen weißen Haus in der Tucholsky- (oder eben Artillerie-)Strasse noch nicht der Amtssitz des Zentralrats der Juden in Deutschland, sondern die berühmte „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“. Genauer gesagt in jenem Hause seit 1907, die Hochschule selbst war älter. Abraham Geiger gehörte bekanntlich 1870 zu ihren Gründungsmitgliedern und ersten Lehrern ab 1872. Die Studierenden – 1932 waren es insgesamt 155 und 27 davon Studentinnen – hatten bis 1933 die Möglichkeit, an der benachbarten Berliner Universität philosophische, historische und literarische Ergänzungsstudien zu betreiben, und die Zahl derjenigen Studierenden der Hochschule, die in Berlin, manchmal auch andernorts, ihren philosophischen Doktorgrad erwarben,

war beträchtlich; die Hochschule besaß – mir stockt die Rede beim Wort „natürlich“ – kein Promotionsrecht. Aber ein kurzer Blick in irgendeine der Dissertationen von Studierenden der Hochschule an der Berliner Universität zeigt paradigmatisch, wie weit voneinander entfernt die beiden Welten der beiden Einrichtungen waren, obwohl sie im höchsten Falle wie gesagt zehn Fußminuten entfernt waren: Edmund Stein, die allegorische Exegese des Philo aus Alexandria – eine Berliner philosophische Dissertation eines Studenten aus der Artilleriestrasse, erschienen 1929 in den Beiheften der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft bei einem Verlag, der sich hauptsächlich mit der Publikation von christlich theologischer Forschung beschäftigte. Im Vorwort wird dem Doktorvater gedankt, dem aus einer assimilierten jüdischen Familie stammenden Berliner klassischen Universitätsphilologen Eduard Norden, der noch 1939 in die Schweiz emigrieren konnte, nach ebenso demütigenden wie schrecklichen Erfahrungen in Berlin. Edmund Stein, unser erwähnter paradigmatischer Promovent über den jüdisch-hellenistischen Denker Philo, stammte aus einem Shtetl in Galizien, lehrte später am Institut für jüdische Studien in Warschau und wurde 1943 in Majdanek ermordet. Dass jener Edmund Stein am Ende der zwanziger Jahre eigentlich Student der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums war, dass Leo Baeck und Julius Guttman seine verehrten Lehrer waren, das steht im Vorwort der gedruckten Dissertation an der Friedrich-Wilhelms-Universität nicht zu lesen. Offenbar war das auch schon 1929 nicht opportun zu erwähnen. Mit anderen Worten: Magistrale Beiträge zur Erforschung des jüdisch-hellenistischen Denkers Philo, eines Zeitgenossen des Apostels Paulus, aber auch zu vielen anderen Themen der historischen, philosophischen und theologischen Wissenschaften verdanken wir jener Wissenschaft des Judentums, die von der deutschen Universität auch schon lange vor der großen Katastrophe sorgfältig vor den Türen, in gebührendem Abstand zu den Hauptportalen gehalten wurde.

Warum, verehrte Damen und Herren, habe ich im Rahmen dieser Laudatio für Annette Schavan so lange über die Welten zwischen zwei räumlich benachbarten Hochschuleinrichtungen gesprochen, die es beide in der Form, in der sie vor 1933 existierten, heute nicht mehr gibt? Warum über eine Berliner Dissertation des Jahres 1929 und nicht über eine Düsseldorfer Arbeit des Jahres 1980? Zunächst einmal, weil ich schon als Historiker des antiken Christentums felsenfest davon überzeugt bin, dass jedes Phänomen in seinen historischen Kontext gehört, damit es nicht zu Fehltritten kommt. Sodann aber auch, damit die unter uns, die ihren lieben langen Tag nicht an deutschen Universitäten verbringen, ebenfalls ermessen können, was es eigentlich bedeutet, dass die katholische Theologin Annette Schavan geholfen hat, die jüdische Theologie *inmitten* der deutschen Universität zu etablieren, nicht vor ihren Toren, jenseits der Spree sozusagen oder wo auch immer. Daran war nun wirklich über Jahrzehnte, ja Jahrhunderte nicht einmal zu denken, nicht einmal nach der entsetzlichen Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts. Jüdische Theologie gab es gar nicht an den Universitäten, allerhöchstens Judaistik. Als ich selbst in den achtziger Jahren studierte, war relativ klar, dass nach der Katastrophe des deutschen Judentums im zwanzigsten Jahrhundert das kleine Fach Judaistik einen äußerst schweren Stand an deutschen Universitäten hatte, vielfach nur als Hilfswissenschaft der christlichen Theologien unter höchst zweifelhaften religionshermeneutischen Perspektiven angeboten wurde und erst langsam – beispielsweise durch die großartigen Editionen des heute in Princeton lehrenden Peter Schäfer – wieder international wettbewerbsfähig werden konnte. Von jüdischer Theologie in all' ihrer bunten Vielfalt war damals nur im Ausland die Rede. Noch Anfang dieses einundzwanzigsten Jahrhunderts, als ich im Senat der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien mitwirkte, war vollkommen klar, dass eine gleichberechtigte Existenz einer evangelisch-theologischen und einer jüdisch-theologischen Fakultät an der traditionsreichen Heidelberger

Ruprecht-Karls-Universität von beiden Seiten nicht einmal im Traum erwogen wurde, sicher manchen auch als hochproblematische Konsequenz eines gescheiterten Weges der Assimilation galt. Während der fünf Jahre als Präsident der Berliner Humboldt-Universität habe ich wohl davon geträumt, in Berlin-Mitte einmal eine jüdisch-theologische Fakultät einzurichten – aber es bedurfte der Initiative der damaligen Bundesministerin Schavan, dass man im notorisch unterfinanzierten deutschen Universitätssystem überhaupt daran denken konnte, jüdische Theologie in irgendeiner Mitte irgendeiner deutschen Universität zu etablieren.

Wenn man die Reden der Bundesministerin Schavan aus den vergangenen Jahren studiert, wird deutlich, wo die theologischen, keineswegs nur die politischen Wurzeln ihres Engagements für die Institutionalisierung jüdische Theologie liegen – im September 2012 sprach sie beispielsweise in Luxemburg über den Respekt vor religiöser Vielfalt unter der Hauptüberschrift „Was braucht Europa?“. Und sagte dort: „Religion braucht den Raum der wissenschaftlich-theologischen Reflexion im Haus der Wissenschaft, in der Universität. Wissenschaftliche Reflexion kann Religion vor Vereinnahmung und Verengung bewahren und sie kann Toleranz befördern als starke friedensstiftende Kraft. Wissenschaftlich-theologische Reflexion kann darüber hinaus Wegweiser für den Dialog der Religionen und Konfessionen sein“. Noch knapper im selben Frühjahr mit der wunderschönen Formulierung, die wahrscheinlich nicht nur dem Protestanten eine fröhliche katholische Theologin verrät, der Tradition nicht nichts gilt: „Der Glaube braucht das Denken, um sich treu zu bleiben“. Und dann finden sich in ihren Reden aber auch so wunderbar protestantische Sätze wie eben der aus der Jubiläumsrede für die Katholische Akademie in Berlin: „Christliche Tradition in ihrer bisherigen Auslegung ist nicht schon das letzte Wort“, einen Satz, den vermutlich auch jüdische und muslimische Theologin-

nen und Theologen von Herzen gern als einen wahrhaft ökumenischen Satz hören.

Welche Rede der Bundesministerin Schavan aus den letzten Jahren man auch studiert – Hintergrund ist ihrer Überlegungen ist immer die Gewissheit, die zugleich auch so unterschiedliche Analytiker der gegenwärtigen Religionskulturen wie Friedrich Wilhelm Graf, Hans Joas oder Charles Taylor gemeinsam vermitteln: Die gern als „Säkularisierung“ beschriebene neuzeitliche Entwicklung der Religionen hat nur sehr partiell zu ihrem Absterben geführt, mindestens genauso viel zu dem, was Graf ganz richtig „Wiederkehr der Götter“ (Götter im Plural) nennt, weil der jüdisch-christliche Monotheismus samt seiner islamischen Weiterentwicklung doch nur eine Option unter mehreren ist. Noch einmal aus einer Rede von Annette Schavan im vergangenen Jahr: „Gerade eine Gesellschaft, die sich durch eine wachsende religiöse Pluralität auszeichnet, muss auch fragen nach ihrem Selbstverständnis, den Grundlagen von Freiheit und Verantwortung sowie nach Transzendenz. Sie muss Raum schaffen für Antworten nach der Frage nach der Hoffnung und für die Bedürfnisse für die Weiterentwicklung religiöser Traditionen. ... Sie muss sich beschäftigen mit gemeinsamen religiösen und kulturellen Erfahrungen in Europa“.

Man darf nicht verschweigen, dass der Weg einer wissenschaftlichen Reflexion im Rahmen konfessioneller und religiöser Paradigmata inmitten der großen öffentlichen Universitäten inzwischen ein nahezu ausschließlich deutscher Sonderweg ist – viele Universitäten in anderen Ländern haben im Zuge der großen Säkularisierungsbewegung ihre theologischen Fakultäten in religionswissenschaftliche Departments umgewandelt, zuletzt beispielsweise in den skandinavischen Ländern. Es wird sie, verehrte Damen und Herren, eher weniger überraschen, dass ein evangelischer Theologe ebenso wie Annette Schavan für den wissenschaftlichen Charme *dieses* (wohlgemerkt: dieses!) deutschen Sonder-

wegs optiert und die gelegentlichen Kritikerinnen und Kritiker einfach auf die fachlichen Ergebnisse, beispielsweise die von Theologinnen und Theologen verantworteten beeindruckenden Editionen biblischer und anderer religionsgeschichtlicher Texte im Akademienprogramm des Bundes und der Länder verweist, aber auch auf die Beiträge zum Selbstverständnis der Verfassungs- und Gesellschaftsordnung unseres Landes. Ich muss als Beleg nicht zum hundertfünfzigsten Mal das Böckenförde-Diktum zitieren; wir wissen doch alle, was gemeint ist. Die Etablierung einer jüdischen Theologie im Zentrum der deutschen Universität mag gegen den internationalen Trend stehen – aber die jüdische Theologie verdient wie die islamische Theologie mindestens exakt diejenigen Chancen, die die christliche Theologie an den deutschen Universitäten in den letzten zweihundert Jahren bekommen hat: die Chancen auf ein Forum für das Verstehen der eigenen Religion wie ihrer Geschichte unter den Gebildeten, auch unter ihren Verächtern, den rationalen Diskurs von Glaubenden und Nichtglaubenden über Religion. Ein solches Verstehen nutzt der Religion, den Religionen wie der ganzen Öffentlichkeit. Man möchte hoffen, liebe Frau Schavan, dass Ihre Rede „Gott im Haus der Wissenschaft“ und der zugehörige Festschriftenbeitrag in diesen Tagen nicht nur von Plagiatsjägern gelesen werden.

Wie auch immer: Annette Schavan ist dafür zu danken, dass sie für eine solche Institutionalisierung die Initiative ergriffen und das Geld bereit gestellt hat, übrigens auch für die Etablierung einer eigenen Begabtenförderung im „Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerk“ schon im Jahre 2009. Das ist wahrlich eines Abraham-Geiger-Preises würdig, dessen Namensgeber schon 1836 die „Gründung einer jüdisch-theologischen Facultät“ „ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit“ nannte; Walter Homolka hat darüber in dem Buch geschrieben, das der Preisträgerin nachher überreicht wird. In einem ungleich älteren, auch ungleich dünneren Büchlein, im ersten Bericht der Hochschule für die Wissenschaft des

Judentums in Berlin, „die ersten zwei Jahre ihres Bestehens 1872 und 1873 umfassend“, wie es im Untertitel heißt, schreibt jener Abraham Geiger: „Die Wissenschaft des Judentums ist nach dem vollen Sinne, welchen wir mit dem Begriffe der Wissenschaft verbinden, noch erst im Zustande des Werdens“. Wir haben gute Gründe, in Deutschland solche Sätze mit tiefer Melancholie zu zitieren, aber nun eben auch gute Gründe, solche Sätze mit der ganzen Kraft fröhlicher Hoffnung und munteren Tatendrangs zu deklamieren. Und, liebe Frau Schavan, einen entscheidenden guten Grund haben Sie uns allen mit Ihren Initiativen zur Institutionalisierung jüdischer Theologie hierzulande geschenkt.

Zehn Minuten, verehrte Frau Ministerin Kunst, verehrter Präsident Günther, verehrter Rabbiner Homolka, vor allem aber: liebe, verehrte Frau Schavan – zehn Minuten waren mir für meine Laudatio zugebilligt, wenn man den Weg etwas gemächlicher angeht, mag er sogar sogar deutlich mehr Zeit verbrauchen als jene erwähnten zehn Minuten. Seien es nun zehn oder fünfzehn Minuten: Ich danke ihnen allen für ihre Aufmerksamkeit.

(Es gilt das *gesprochene* Wort; Sperrfrist: Dienstag, 19. März 2013, 18.00 Uhr

christoph.markschies@rz.hu-berlin.de)